

Die Zweite Welt

Nr. 43

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

— Kees Doorik. —

Roman von Georges Eckhoud.

I.

Schon waren es sieben Monate und sechs Tage, seitdem der alte Nelis Cramp, der Besitzer des Weisshofes, seinen letzten langen Schlaf in dem trefflichen eichenen Sarge schlief, für den Anemie, seine junge Wittve, zwanzig Gulden dem Dorfschreiner Pier Guda bezahlt hatte.

Am einem schwülen Augustabend stand Anemie im Hofe, als man das Getreide hereinbrachte. Den ganzen Tag über hatte die Sonne gleichsam schmolzend hinter großen weißen und grauen Wolken geschienen.

Schon vor Tagesanbruch war die Herrin auf den Weiden gewesen und hatte Kees, den Meisterknecht, mit einigen Schnittern, die nur auf einige Zeit im Dienste waren, hinausgeschickt, um das Getreide aus dem Stüde zu holen, das eine Stunde vom Hofe im Polder von Mwaal, nahe bei der Scheide, lag.

Mit der Arbeit war es schnell gegangen. Drei Fuhrren hatten genügt, um die Schober aufzuladen, und jetzt kam der letzte Wagen, den Kees selbst führte, nach Hause.

Der Bursche, der stüt wie ein Füllen war, sprang auf den Wagen und warf die aufgehäuften Garben herunter, indem er deren jedesmal zehn zählte. Unten standen die Schnitter in der Reihe und fingen dieselben mit ihren Gabeln auf und warfen sie weiter bis zu Dem, der am nächsten bei der Scheune stand.

Der starke Körper von Kees warf einen schwarzen Schatten auf die Mauer der Scheune, die von dem roten Schein der Abendsonne glänzte. Die Bäuerin Anemie freute es, dem Arbeiter in seinen verschiedenen Stellungen zu folgen. Er bückte sich, richtete sich wieder auf und bewegte dabei die Krone, und diese Übung machte auf die faugnitzige Meisterin fast denselben bezaubernden Eindruck, den man beim Anblick gewisser Tänze empfindet. Müde und entnervt versenkte sie sich in die Betrachtung der körperlichen Thätigkeit dieses ergebener und wohlgestalteten jungen Burschen, und der Gedanke, daß dieser stolze Kerl für sie und den Weisshof arbeite, verdoppelte das Vergnügen, mit dem sie ihn zusah.

Aus dem Stalle, der an das Haus stieß, kamen warme Ausdünstungen, die wegen der gewitterschwangeren Luft lange im Innern blieben und sich nur langsam nach außen hin mit dem lebhafteren Geruch des Pferdestalles, dem wohlriechenden Heu- und Getreidedunst, der aus der Scheune kam, vermischten. Aus der erwärmten Erde erhob sich ein schwefel- und ozonartiger Dunst, wie ein brandiger Geruch von elektrischen Zusammenstößen.

Die umzäunten Gärten, die mit Sträuchern und

üppig blühenden Blumen bepflanzt waren, wie die Bauern sie lieben: Theerosen, niedrige Nelken, Levkojen und Kamillen, hauchten ihre herben Düfte aus, und in dem Obhgarten gaben die noch grünen, beschädigten Früchte säuerliche Gerüche von sich.

Im Stalle gluckten die Hühner auf ihren Stangen. Die Kühe, die mit vollem Magen da lagen, brüllten dumpf vor sich hin.

Das einzige Geräusch, das man in der Ferne noch hörte, war das schrille Zirpen der Grillen oder das Quaken der Frösche am Rande der vertrockneten Gräben.

Janneke, der Kuhhirt, der Nefte der Meisterin, ein verschmitzter Bube, hatte, so gut er eben konnte, die beiden starken holländischen Pferde ausgespannt, deren runder Rücken und deren Flähmen glänzten wie die Kasserolen des Weisshofes. Janneke führte sie zu den anderen drei Paaren, die schon den Hafer zermalmeten.

Das angenehme Geräusch dieser Rinnladen machte die zuletzt gekommenen Pferde ungeduldig, und der Junge hatte Mühe, sie zurückzuhalten. Während er ihnen ganz gemüthlich die Halfter abnahm, fluchte er wie ein Erwachsener und schrie: „Haaril! Haalil!“

Die müden Schnitter schwiegen. Nur Kees, der geweckter war, trällerte ein paar Verse von Sat Corepain, dem Musikanten, vor sich hin:

„Kommt ihr Freunde noch einmal
Mit der Maid
Heber die Maid“ . . .

Nur hier und da hörte er auf, um seine Kameraden anzufeuern:

„Hallo, Du, Schielhans, mach' voran! — Hoppla, aufgefangen, Dirk Pap! — Jan, gib Acht, daß ich Dich noch einmal erwische, wenn Du auf die Pferde loshaut. Versuchter Kerl! — Nur drauf, nur drauf, Was!, rechts ist noch Platz, hinter der Thür. — He, Meisterin, was sagen Sie dazu?“

Anemie, direkt angeredet, erwachte aus ihren Träumereien.

„Ja, Ihr seid wirklich tüchtige Kerle,“ sagte sie, „und Ihr schafft, was Ihr könnt. Paulke wird Euch aber auch ein gutes Gläschen bringen.“

Paulke, die dicke rothhaarige Magd, hatte eben einen großen kupfernen Kessel an dem Haken über dem Herde aufgehängt, und sie begab sich darauf in das Vorbergemach und brachte einen kleinen Krug und ein Glas heraus.

Sobald die letzte Garbe in der Leume lag, rollte Janneke den Wagen unter den Schuppen. Kees legte die Geräthe zusammen in eine Ecke und schloß die Scheuertür.

Paulke wartete auf die Arbeiter. Kees ließ sie

herbeikommen, und mit dem Glase in der Hand wandte er sich an die Meisterin.

„Gesundheit, Meisterin!“ sagte er und leerte das Glas in einem Zuge. Dann gab er es der Magd zurück, und die Arbeiter tranken in der Runde. Sie waren in Hemdärmeln, und unter dem ausgebleichten Linnen oder dem rothen Flanell sah man ihre fleischige Brust, auf welcher der Schweiß in Tropfen herabließ. Es waren lauter starke Kerle mit stämmigen Halsen und breiten Rücken. Ihre vollen Gesichter mit einem dicken, zufriedenen Munde und porzellanblauen Augen waren ganz von der Sonne gebräunt. Sie sprachen unter sich nur mit einzelnen hingeworfenen Silben, und wenn sie lachten, sah man zwei Reihen Zähne, so weiß und so solid wie das Gebiß eines jungen Löwen.

Die Herrin stand noch immer da und betrachtete sie mit überlegener Miene. Ohne sich um das herabsehende Wesen derselben zu kümmern, zankten die Arbeiter mit der dicken Paulke und zwifften sie heimlich, während sie ihnen noch ein Glas Wachholberbraunwein einjunkte.

Die Augen der jungen Wittve kehrten wieder, wie unwillkürlich angezogen, auf Kees Doorik, den Meisterknecht, zurück. Sein Benehmen war doch ein anderes, als das jener plumpen Kerle, die nur mit Speck, Kartoffeln und Buttermilch gefüttert wurden. Es war mehr Intelligenz in diesem weniger pausbäckigen Gesichte, in diesen schwarzen Augen, in dieser leicht gekrümmten Nase mit ihren beweglichen Flügeln und in den Falten dieses ernsten Mundes. Aber was in diesem Lande, wo die blonden und bramen Haare vorherrschen, am meisten bei Kees Doorik hervorstach, das waren seine tief-schwarzen Haare, die in widerspenstigen Locken über die Stirn herabhingen.

II.

Der Direktor des Findelhauses in Antwerpen hätte in diesem baumstarken Bauernjungen den kleinen, schwächlichen Knaben nicht wiedererkannt, den er vor zehn Jahren dem Gutsbesitzer Nelis Cramp anvertraut hatte.

Obgleich es schon lange her war, so erinnerte Kees Doorik sich doch noch der Szene seines Abschieds aus dem Findelhause. In dem dunklen Sprechzimmer, in welchem ein muffiger Geruch herrschte und das mit sechs gepolsterten Stühlen und einem Tisch von Mahagoni möblirt war, in diesem klosterartigen Zimmer mit seinem Christus- und Muttergottesbilde und dem großen Kreuztisch von Ebenholz und Elfenbein, das auf einem alten spanischen Stamm wie auf einem Kalvarienberge sich erhob — in diesem Zimmer hatte man eines Tages den vom

Waisenhausärzte aufgegebenen Jungen dem Bauern vorgeführt.

Manchmal geschieht es, daß das städtische Wohlthätigkeitsbureau diejenigen Knaben, welche nicht mehr im Spital bleiben können, als Hausknechte oder als Lehrlinge auf's Land schickt. Die Letzte, zu denen diese armen Kinder kommen, haben ein Recht auf die unentgeltliche Arbeit ihrer Pflegekinder und erhalten außerdem noch eine Entschädigung.

Nelis Cramp war zu geistlich, als daß er die Vortheile, welcher dieser Gebrauch der offiziellen Wohlthätigkeit den armen oder geizigen Bauern gewährt, nicht zu verwerthen gesucht hätte. Er war nämlich ein knauseriger Mensch, und wenn er nicht gleich sein Vorhaben ausführte, so kam das daher, daß sein Stolz ihm gewisse Bedenken einflößte. Was würde man wohl in Dinghelaar, diesen neidischen und geizwichtigen Dorfe gesagt haben, wenn Nelis Cramp, der wohlhabende Besitzer des Weiskhofes, auf die ehrlichen Dienste eines starken jungen Mannes vom Lande verzichten würde, um die schwächlichen Arme eines Tropps aus der Stadt anzubringen? Wie würde man sich darüber aufhalten und sich ärgern! Nachdem er es aber mit allen Varias und allen Landläufern aus der Umgebung probirt hatte, die hungrier von ihm fortzulaufen, als sie gekommen waren, wenn er sie nicht selbst fortjagte, weil er die paar Söns und das harte Stück Brot, das er ihnen gab, noch zu theuer für ihre Arbeit fand, beschloß er, eines von jenen Waisenkindern zu dinge, selbst wenn seine Knickerei ihm sein letztes Ansehen im Lande nehmen sollte.

Nelis dachte, er würde den Jungen nicht bloß wie einen Erwachsenen zum Arbeiten anhalten, sondern er könne auch noch die von den guten städtischen Philanthropen ausgelegte Pension in die Tasche stecken.

„Hier ist der Kleine!“ jagte der Direktor, indem er Kees bis vor die Beine des knauserigen Bauern ließ.

„Pö! Ein gebrechliches Ding!“ murmelte Cramp, indem er den Jungen hin und her drehte und dessen Arme und Schenkel befühlte, wie wenn er ein Huhn in der Hand gehabt hätte.

„Auf dem Lande wird er sich schon wieder erholen, das Scruppe ist noch gut,“ erwiderte der Direktor.

„Nun, gerade so gut könnte das Fieber im Kolber ihm den letzten Stoß versetzen,“ entgegnete Meister Cramp. „Und wer wird in diesem Falle den Sarg und das Begräbniß bezahlen?“ fügte er hinzu. „Sie wissen, Myheer, wir haben schon mehr als einen dieser Vögel beherbergt. Wenn sind sie im Ganse, knä! dann ist's vorbei mit ihnen. Und sie haben nicht einmal genug, um in ihre letzte Wohnung gebracht zu werden. Fragen Sie nur Kamme Stevens, er wird Ihnen schon erzählen, was ihm geschehen ist.“

„Sie irren sich, Kamme wurde entsehidigt.“

„Schon möglich, aber ich lasse mich nicht darauf ein. Ich werde vorsichtiger sein; ich verlange eine bestimmte Summe als Garantie. Und besonders, wenn ich mir dieses Schicksal auf den Hals lade.“

Dabei befühlte der unheimliche Tölpel von Neuem die amüsigen Auswüchse des Kögelschens, das sich willig unterwarf, indem es seine großen schwarzen, feberhaften Augen voller Melancholie auf den Bauern richtete.

Die Bedenken des vorsichtigen Nelis Cramp waren in Wirklichkeit nicht ohne Grund — Meister Kees war ein armsüchtiges, kleines Mäuschen. Man hatte ihn am Vornachtag auf der Straße gefunden, und deshalb hatte man ihn Kees* genannt. Wegen seines schwächlichen Aussehens gab man ihm den anderen Namen, der seinen Familiennamen erregte: Dornik, verborben aus Dornen Kitz oder Dornen Kitz, was in der Antwerpener Mundart Heimgang der Todde oder der Tod bedeutet.

Der Direktor erzählte Cramp diese Einzelheiten, die der püßige Bauer mit geprüelter Miene anhörte, indem er fortjagte, mit seinem knauserigen Jungen die Lebenswehre zu befestigen.

* Kees, Diminutiv von Korneel.

Seither, wenn Kees wieder an jenen denkwürdigen Tag dachte, erinnerte er sich noch ganz genau, wie Nelis Cramp damals aussah. Er war ein Mann von fünfundsünfzig Jahren, ein kleiner, bider Knecht, zahnlüchtig, gallstüchtig, eingeschrumpft wie eine Wispel, mit triefenden Augen, einer boshaft lächelnden Wurstlippe und einer Blattnase. Seine mit Grau untermischten Haare klebten an seinen Schläfen, und an seinen haarigen Ohren hing ein Paar silberner Ringe als Schutzmittel für die Augen. Unter seinen abgeriebenen Augenbrauen, die in der Mitte aneinander kamen, schienen seine grauen Augensterne zu schlafen, wie stehende Pfützen zwischen Gestrüpp.

Cramp hörte nur auf, über das armselige Aussehen des Waisenknaben zu lamentiren, um starke Züge aus einer kurzen, schwarzen und fastigen irdenen Pfeife zu ziehen, die mit einem durchlöchernten Deckel aus Kupfer bedeckt war, oder um in das Spuckkästchen zu speien.

Doch der Direktor drängte an ihm:

„Er kann schon lesen. Er ist sanft wie ein Lamm und folgiam wie ein Hund. Nun ja, wie viel verlangen Sie für den Jungen?“

Die moralischen Eigenschaften Kees' ließen den positiven Bauer ziemlich kalt. Er erfuhr mit mehr Interesse, daß der Kleine wenig Appetit hatte, und sobald er das wußte, ließ er in Bezug auf die Entschädigung mit sich reden.

Der Direktor, der an diesen Handel gewöhnt war, verlor die Geduld nicht so leicht und wehrte sich Schritt für Schritt.

„Sagen wir zehn Stüber* pro Tag,“ meinte Nelis.

„Fünf, Bauer, fünf, mein Bester, seien wir verständig.“

„Nein, zehn, oder ich geb' den Handel auf.“

Der Direktor mußte nachgeben und er ging zu anderen Artikeln über.

Nelis Cramp, dem seine dunkle Ahnung nicht aus dem Sinne kam, verlangte noch eine vom Direktor unterzeichnete Schrift, welche festsetzte, daß, falls der junge Knecht sterben würde, die Beerdigungskosten dem Spital zur Last fallen sollten.

„Lopp!“

Die Beiden schlugen sich in die Hände, wie die Viehhändler, wenn sie einen Handel abgeschlossen haben, und auf einen Wink des Verkäufers ließ Kees sein Bündel holen, das man schon am Vorabend zurechtgemacht hatte.

Als er wieder hereinkam, hatte er die Uniform des Ganjes abgelegt und an dessen Stelle ein einfaches Bauerngewand angezogen: eine Hofe von jenem biden, braunen Sammet mit Streifen, der in Flandern „Dimitte“ genannt wird, einen blauen Kittel, Holzschuhe und eine hohe, puffyge Seidenmütze. Nach einer Ermahnung, die der Direktor so väterlich als möglich zu halten suchte, indem er besonders die Gesellschaft lobte, welche für die Verlassenen so gut ist, nahm der Bauer seinen Mekruten in Besitz.

Die große Thür schloß sich hinter dem Kinde und seinem neuen Pflegevater.

Sie gingen da, das Händchen des Kleinen in der Faust des Panduren.

Nelis Cramp machte große Schritte, indem er die eine Hand auf seinen Knüttel aus Mispelholz füllte, und Kees, der nicht gewöhnt war, in Holzschuhen zu gehen, trabte neben ihm her oder kam zuweilen auch nachgehinkt. Der Alte öffnete den Mund nur, um ihn schon gleich mit Flüchen anzutreiben.

Es war an einem Markttag. Das Pflaster des großen Platzes, der von den Gemüsegärtnern eingenommen war, verschwand unter den Gestellen und den Wägen voll von bunten Gemüsearten, die in der Julisonne den erstrahlenden Geruch der erst kurz aus der Erde gerissenen Kräuter verbreitete. Die Bäuerinnen von männlichem Wuchse, hochfarbig, das Gesicht verdeckt unter den tiefen, zylindrischen Hüten, zogen die Bürgerfrauen mit einer Menge fremdsprachiger Worte an, um gleich darauf dieselben zu beschimpfen, wenn sie die Waaren zu genau be-

* Stüber oder Stüber = ein Sou (vier Pfennige).

sahen. Und da hieß es denn: „Guten Tag, meine liebe, kleine Dame!“ und gleich darauf wieder: „Seien Sie nur ruhig, man wird Ihnen diese Kockköpfe schenken. Vergessen Sie aber nicht, Ihre Adresse hier zu lassen, damit man Ihnen sie schicken kann.“

Längs den Trottoirs standen vor den Gasthäusern grün angestrichene Karren mit einem weißen Tuche überspannt. Das Viehern der Hengste vermischte sich mit dem Geschrei der Gemüsehändlerinnen und dem Wellen der angespannten Hunde.

Die Bauersleute redeten einander an, und wenn sie sich gut kannten, versetzten sie sich einen Klaps auf die Schulter. Und dann sah man die runden Rücken unter den Vorhallen der altherwürdigen Gebäude am Marktplatz, die in Wirthschaften umgewandelt worden waren, verschwinden. Von draußen aber hörte man durch die geöffneten Fenster die Trinker mit lautem Lärm das Ergebnis des Marktes ansprechen.

Kees hatte nie einem derartigen Schauspiel beigewohnt. Von seinem Meister nachgezogen, hatte er alle Mühe der Welt, durch diese hastige Menge von starken, plumpen Kerlen zu dringen, deren schwere Holzschuhe die seinigen zu zerdrücken drohten. Jeden Augenblick stolperte er über die Waaren, zertrat eine Möhre oder beschädigte einen Salatkopf und zog sich dann einen Nagel von Schimpfworten seitens der reizbaren Gemüsehändlerinnen zu.

Im Vorbeigehen wünschte Nelis Cramp bald hier, bald dort ganz wegwerfend einen „guten Tag“ und ging den lustigen Brüdern aus seinem Dorfe aus dem Wege, um nicht gezwungen zu sein, mit ihnen eins zu trinken. In einem Gäßchen hinter dem Stadthause näherte er sich einem Karren, während er einen Stallknecht aus dem Gasthause anredete und ihm, allerdings nicht ohne ein faures Gesicht zu machen, einen „Kapper“ (ein Vierteliter Bier) bezahlte. Er selbst bestellte sich einen „Kapper“ und ließ sogar den Kleinen Kees die Lippen daran lecken. Dann machte er sich daran, seinen Klepper anzuspannen, wobei der Junge ihm schon behilflich war.

Hiermit fertig, nahm Nelis Cramp die Beine und die Peitsche, ließ Kees sich auch auf die Haut setzen, und dann ging's: Klink, klink! und der Karren rollte durch die Handelsviertel der Stadt.

Untenwegs hielt man vor dem Geschäftsbureau an, das im Erdgeschloß eines Jahrhundert alten Gebäudes lag, welches ehemals einem Adeligen gehört haben mußte. Durch das Hauptthor, welches auf einem kupfernen Schilde den Namen einer bekannten Firma zeigte, ging der Bauer entschlossen hinein, nachdem er Kees die Obhut des Gespanns anvertraut hatte. Nelis Cramp wollte sich nämlich als Landwirth den Kornhändlern für die baldige Ernte empfehlen. Was mußte er, ein einfacher Bauer aus dem Kolber, diesem verschmitzten Unterpenerer Spekulantem schon zu reden wissen. Man hätte sehen sollen, wie der alte Fuchs mit strahlender, spöttischer Miene aus diesem ernstern Comptoir kam und wie er sich die knorrigen Hände rieb.

Er wurde dabei beinahe wohlwollend für den armen Jungen, der nunmehr unter seiner Fuchtel stand.

„Nun ja, vorwärts, Kleiner,“ sagte er, indem er wieder zu ihm hinaufstieg. „Man wird heute noch ein Stück Brot für Dich verdienen. Es werden wieder die Signors* sein, welche Dein Abendessen bezahlen.“

Inzwischen waren mehrere Stunden des Vormittags vergangen, und schon war der Nachmittag ziemlich vorgerückt, als nach einer letzten Station der Wagen in das Seeviertel hineinfuhr, so schnell, wie die zahlreichen Last- und Bloßwagen es nur gestatteten.

Ein starker Geruch von allen möglichen Meeressachen, von Seegras, Muscheln und so weiter; ein dumpfiger, verdorbener Geruch, harzige Ausdünstungen, ein Gestank von Thierhäuten und Guano, all' das

* Signor, vom spanischen señor, Herr. Die Bauern aus der Umgebung von Antwerpen bezeichnen mit diesem Spottnamen die Bewohner der Stadt.

untermischte sich mit der salzburchtränkten Luft, die von der Schelde herkam.

Aus den Bassins erhoben sich in gedrängten Reihen, wie die Stämme eines Urwaldes, Hunderte von Masten mit ihrer Segelbekleidung und dem blihenden Schmuck vielfarbiger Fahnen.

Man kam an die Wälle, machte sich durch ein Schlupfthor der Festungsmauer hindurch, fuhr über die Brücken, welche über die Gräben und den Kanal gebaut sind, durch den die schwarzen, niedrigen Barken aus den wallonischen Gegenden kommen; dann fuhr man zwischen zwei Reihen weißer, niedriger Häuser hindurch und kam an einer freundlichen Kirche, der der Vorstadt Merxem, vorbei. Endlich rollte der Wagen über's Feld.

Nicht ein Detail dieser Reise an einem hellen Mittage hatte Rees vergessen. Er sah noch oft vor seinen Augen die lange Landstraße von Bergemboom, besetzt mit dichtbelaubten Buchen, in denen man jeden leiser Windhauch bemerkte, der wie eine Reihe muthwilliger Vögel sich von Ast zu Ast zu folgen schien.

Jeden Augenblick genoß man eine andere Aussicht. Hier führte die Straße durch Tannenpflanzungen und durchschritt die Haide inmitten von Bachholderheiden und anderem Gestrüch; etwas weiter legte die Aussicht plötzlich diesen melancholischen Reiz ab und man kam an modernen Schlössern vorbei, deren gelbe Mauern aus dem Laube von hundertjährigen Gehäusen hervorstachen. Andere von diesen Willen waren am Ende eines Seitenweges hinter einem Almenwald oder einem Vorhang von Linden verborgen. Manchmal erhoben sie sich ganz allein hinter dem Himmel, mitten auf ungeheuren Rasenplätzen, die dicht am Boden abgemäht waren, oder sie badeten sich in schlängelnden Gewässern, auf denen zwischen Inseln von Wasserrosen ein paar Schwäne oder ganze Schaaren von Gänzen sich herumtrieben.

Und wiederum, als man an dem kleinen, antiken Weiler Donck und dessen aus Backsteinen gebauten Mühle, deren braune Flügel an jenem Abende ruhten, vorbei war, fand man Gestrüpp und Gebüsch, und dann bebautes Feld, Brachland und Kornäcker, sowie Wiesen, aus denen schon das Aroma der Heurnte sich verbreitete, und Schläge, in denen der Luzerner Klee gerade frisch gemäht war. In der Ferne stach am bläulichen Horizont ein spitzer Kirchturm, der von Cappellen, hervor.

Der Eindruck war besonders nachhaltig, als sie in Cappellen auf der rechten Seite vorbei waren und in der Gegend des Polbers nach Dinghelaar hin fuhren.

Die Sonne, die eben hinter dem Damm verschwinden sollte, berührte noch mit ihren letzten Strahlen die höchsten Ähren. Aus dem Boden stiegen ein flüchtiger Dunst sich zu erheben, in welchem lange Reihen von Mäcken tanzten, und die gelben Kornfelder nahmen einen sanfteren, silbernen Ton an. Die Weidenpflanzungen, die Gärten von abgeputzten Erlen, welche am Rande der Bewässerungskanäle die Ebene durchkreuzten, erschienen schon in ihrer unbedeutlichen, nebelhaften Form. Alles schien sich zu verflüchtigen, und man errieth an den feuchten Fajungen des Abendwindes, der von Zeit zu Zeit dieses Ährenmeer bewegte, daß da unten im Westen, hinter einer zweiten Mauer von Dämmen, die Schelde ihre blonden Wellen dahinschickte.

Rees war von der Landluft und all' den Eindrücken wie heraufschicht, und er gab nur wenig auf die Belehrungen acht, die Melis Cramp ihm schon im Voraus geben zu müssen glaubte. Der alte Weizhals malte das Leben eines Hofnachts in keinem unklaren Blicke. Aber was lag Rees daran? Bon ihm an wollte er vor nichts zurückweichen. Diese Bekanntschaft mit der frischen Luft entschied über seinen Beruf. Er wollte Bauer werden, denn er liebte das Leben auf dem Lande schon, ehe er kannte, bloß weil er den Boden sah, auf welchem dahinschießt.

(Fortsetzung folgt.)

Die russische Naphta-Industrie.

Von P. M. Grempe.

(Schluß.)

Das sogenannte Kerosin II wird durch Vermischung mit Gasolin zu einem minderwertigen Leuchtmittel verarbeitet.

Die großen Rückstände, welche der Gewinnungsprozess von Petroleum und Benzin liefert, werden nun durchaus nicht durch die Benutzung als Brennmaterial aufgebraucht, sondern sie werden zweckmäßig zum großen Theile noch zur Darstellung von Schmierölen verwertet. Die Massmengen haben nach Engler ein spezifisches Gewicht von 0,900 bis 0,910, sind verhältnismäßig noch dünnflüssig und liefern bei weiterer Destillation noch einen erheblichen Theil von Oelen, die vermöge ihrer Zähflüssigkeit oder Viskosität, ihrer Kältebeständigkeit und Feuerfestigkeit sehr gute mineralische Schmieröle abgeben.

Die im russischen Massab enthaltenen Mengen von Paraffin sind zu gering, als daß sich die Ausbeute lohnen würde.

Die Schmieröl-Fabrikation zerfällt in die Destillation und in die chemische Reinigung, die im Prinzip mit den erwähnten Methoden der Kerosin-Darstellung übereinstimmen, wenn sie auch in den Einzelheiten gewisse Abweichungen aufweisen. Die Gesamttausbeute an nicht gereinigtem Schmieröl schwankt zwischen 38 bis 54 Prozent vom Gewicht der Rückstände, und da diese etwa 56 Prozent von der Naphtausbeute bedeuten, so beträgt die Schmierölgewinnung etwa 20 bis 30 Prozent der Rohnaphtaproduktion. Die Oele, welche aus den Massabbestandtheilen dargestellt werden, machen etwa zu 10 Prozent Solaröl, zu 9 Prozent Spindelöl, zu 40 Prozent Maschinenöl und zu 4 Prozent Zylinderöl aus.

Die chemische Reinigung der Oele muß mit ganz besonderer Sorgfalt durchgeführt werden; sie besteht im Wesentlichen, entsprechend dem Reinigungsprozess bei der Kerosin-Darstellung, in dem Waschen mit Schwefelsäure und Natronlauge.

Da die Rückstände aus der Schmierölgewinnung sehr zähflüssig sind und weil man ja bisher an den Rückständen aus der Petroleumfabrikation genügend Brennmaterial hatte, so läßt man gewöhnlich die erstgenannten Rückstände einfach in's Meer laufen. Immerhin dürfte eine möglichst weitgehende Ausnutzung doch im Laufe der Zeit in Aufnahme kommen; die jetzt schon vereinzelt angewandte Methode der Zusetzung zu den Brennmaterialien der Fortsunka unter Dampferwärmmung und Verflüssigung dürfte daher in Zukunft größere Bedeutung erlangen.

Zu den Maßregeln, die im Interesse einer möglichst billigen Naphtaproduktion seitens der russischen Industrie von Baku getroffen wurden, gehört neben der Anlage von Schwefelsäurefabriken vor allen Dingen die Vervollkommnung der Transportmittel. Wir haben bereits erwähnt, wie erfolgreich die Beseitigung des Naphtatransportes mittelst Kameelen und zweirädriger Karren durch den Bau der Rohrleitungen, sowie auch die Benutzung der sogenannten Zisternenwagen auf der Eisenbahn gewirkt hatte.

Von großer Bedeutung ist nun seit langer Zeit für den Versand des russischen Petroleum die Beförderung auf den Wasserwegen, vor allen Dingen auf der Wolga, gewesen.

Der Wassertransport geschah nun früher in der Weise, daß mit Petroleum gefüllte Fässer auf den Schiffen befördert wurden. Da nun die Fässer sehr leicht undicht werden, so hatte man immer, und namentlich im Sommer, große Petroleumverluste durch das Auslaufen aus den leeren gewordenen hölzernen Behältern. Da dieser Verlust bis zu 30 Prozent ausmachte, so sann man auf Abhilfe. In Anbetracht des Holzmannels der Naphtagegend kamen auch die Petroleumfässer sehr theuer, und als daher die Gebrüder Nobel den Vorschlag machten, das Erdöl direkt in entsprechend gebaute eiserne (Zisternen-)Schiffe zu füllen und so über das Kaspiische Meer zu senden, schien die Möglich-

keit zur Beseitigung der mit dem bisherigen Wassertransport verbundenen Uebelstände in einfachster Weise gegeben. Aber man hielt es für unmöglich, mit solchen Schiffen große Seefahrten zu machen, zumal damals auch noch nicht die amerikanischen Unternehmer das Petroleum aus der neuen Welt mit den später in Aufnahme gekommenen Tankern nach Europa beförderten. Als aber die Gebrüder Nobel auch in dieser Hinsicht wieder allein vorgingen und äußerst günstige Resultate durch den Naphtatransport mittelst Tanker-Schiffe erzielten, da folgte natürlich bald die Konkurrenz, die diese Transportart zuerst als ansichtslos und tollkühn hingestellt hatte, nach. Als 1879 der erste Tankerdampfer in Benutzung genommen war, dauerte es nicht lange, bis eine große Flotte solcher Schiffe das Meer durchquerte. Diese Verbesserung des Transportes hatte auch insofern gute Folgen, als die Verunreinigungen des Wassers, durch welche vordem der Fischbestand des Wolgakusses arg gefährdet war, sehr vermindert wurden.

Die Tankerdampfer, welche man zuerst aus dem Auslande bezog, werden seit langer Zeit auf den russischen Werften des Petroleumdistrikts selbst hergestellt.

Durch die Beförderung des Erdöles auf dem Wasserwege mittelst Tankerdampfer, durch die Verwendung von Zisternenwagen auf der Eisenbahn und durch die Errichtung von großen Reservoiren an manchen wichtigen Stationen im russischen Reiche ist heute die Naphtaverendung zu hoher Vollkommenheit gebiehet, während durch diese rationellen Transportvorkehrungen die Kosten der Beförderung sehr gering geworden sind.

Der Konzentrationspunkt der russischen Naphta-Industrie, die Stadt Baku, hat sich infolge der gewaltigen Entwicklung dieser Betriebe in sehr kurzer Zeit zu einer bedeutenden Großstadt entwickelt; während nämlich im Jahre 1879 nur 15 000 Personen die Einwohnerschaft der „Schwarzen Stadt“ bildeten, wurden im Jahre 1895 bereits 120 000 Einwohner gezählt.

Ob der Naphtareichtum Rußlands noch lange andauert, oder ob er sich in absehbarer Zeit erschöpfen dürfte, darüber sind die Meinungen getheilt. Namentlich im Jahre 1882 wurde die Ansicht zu verbreiten gesucht, daß man es im Bakuer Bezirk nur mit einer blasenartigen Einlagerung von Naphta im Erdreich zu thun habe und daß dieser Vorrath in etwa vier Jahren erschöpft sein müsse. Nun hat aber die Praxis gezeigt, daß diese Ansicht total falsch war, indem heute noch immer in unverfäglichbarer Kraft die Naphtamengen zu Tage gefördert werden. Jedenfalls ist zur Zeit die russische Petroleumproduktion so großartig, und es lassen sich noch keine Anzeichen eines etwaigen Versiegens dieses werthvollen natürlichen Brenn- und Heizmaterials feststellen, daß man die Beschränkungen einer in absehbarer Zeit eintretenden Erschöpfung der russischen Naphtaquellen als nicht stichhaltig betrachten kann.

Auch über die Größe des Naphtabezirktes sind die Meinungen verschieden; die Berechnungen schwanken zwischen 32 000 und 2600 Quadratkilometern. Wenn man nun berücksichtigt, daß bisher in der Gegend von Baku erst etwa 12 Quadratkilometer der Petroleumfelder ausgebeutet werden, so wird man zu der Ueberzeugung kommen, daß vorläufig die russische Naphta-Industrie sich keinerlei Sorgen über das Versiegen dieser Naturschätze hinzugeben braucht.

Allerdings sind auch ungünstige Resultate auf einzelnen Feldern in Bezug auf Ergiebigkeit der Naphtagewinning erzielt worden, und da namentlich ausländische Unternehmer schlechte Ländereien angekauft haben, so ist es erklärlich, daß in weiten Kreisen Europas über den Petroleumreichtum Rußlands recht pessimistische Ansichten laut geworden sind; diese Meinungen sind aber durchaus unberechtigt, da auch auf dem Gebiete des Verkaufes von Petroleumfeldern der Schwundel seine Opfer gefordert hat.

Früher nutzte man nämlich die minderwertigen Naphtabestände aus den wenig tief gelegenen Zonen nicht aus, sondern suchte mehr die ergiebigeren, tiefer gelegenen Naphtavorkommen durch die Boh-

rungen auf, so daß man in manchen Fällen bis zu Tiefen von 120 Meter gekommen ist. Die so ausgemerkten Ländereien haben nun in neuerer Zeit einige Armenier, also Mitglieder des Volksstammes, der den Ruf eines in kaufmännischen Geschäften sehr gewandten, wenig gewissenhaften und geradezu unehrlichen Menschenschlages genießt, angekauft. Diese neuen Besitzer beseitigen auf den schon abgebauten Petroleumfeldern die alten Bohrhürme, errichten einige neue Bohrmaschinen, die sie etwa bis 100 Meter Tiefe in Betrieb nehmen. Schichten nun europäische Unternehmer, die nicht ganz genau informiert sind und den Schwindel noch nicht kennen, ihre Sachverständigen, so sehen diese, daß in den oberen Regionen immerhin schon recht ergiebige Naphtaquellen angetroffen werden und daß auch noch genügend Raum zu neuen Bohrlöchern vorhanden ist. Da der Käufer nicht wissen kann, daß die unteren Lager schon ausgeleert sind, so kauft er die Ländereien in der Hoffnung, bei dem weiteren Bohren noch recht ergiebige Naphtaquellen anzutreffen, zumal ja großartige Petroleumbestände noch bis zu einer Tiefe von über 100 Metern antreffbar sind.

Natürlich tritt in mehr oder minder kurzer Zeit bei den weiteren Bohrungen das vollständige Versagen der ja schon einmal ausgemerkten Ländereien ein. Weil aber die Armenier so schlau sind, sich nicht an der Ausbeute zu beteiligen, sondern den Kaufpreis in Baar erhalten haben, so müssen die Käufer den Betrieb mit großen Verlusten einstellen, denn die oberen Petroleumschichten, die allerdings nicht ganz wertlos sind, liefern nicht genügend Ausbeute, um die meist sehr großen Kapitalien, die für den Erwerb der Naphtaländereien angelegt wurden, zu verzinsen.

Sind auf in Betrieb befindlichen Naphtafeldern noch nicht ganz erschlossene Bohrlöcher oder Feldteile vorhanden, so kann sich allerdings auch oft eine sehr große Kapitalanlage für die Erwerbung solcher Betriebe rentieren; so hat z. B. vor einigen

Jahren ein Verkauf eines in Betrieb befindlichen aber noch nicht vollständig ausgemerkten Naphtafeldes stattgefunden, der dem Käufer sehr schnellen und großen Gewinn brachte. Bei diesem Verkauf waren für das Petroleumfeld fünf Millionen Rubel gezahlt worden; diese Summe war aber schon nach Verkauf von zwei Monaten eingebracht, da gleich nach dem Verkauf eine mächtige Naphtafontäne erschloß wurde.

Wenn nun auch die Verwendung der Naphtamengen zu Brennzwecken und zur Darstellung von Schmierölen einen sehr großen Konsum dieses aus dem Schooße unseiner Mutter Erde stammenden Schatzes ausmacht, so könnte es fast scheinen, als wenn auf dem Gebiete der Verwendung des Petroleums als Leuchtmaterial eine steigende Einschränkung eintreten würde. Die vorzüglichsten Leuchtstoffe der modernen Beleuchtungslehre: die Konvention des Gasglühlichtes, der elektrischen Bogen- und Glühlampe, der Kerzlampe, die Schaffung der großen Gasglühlampen nach dem Prinzip von Dr. Lugas und die Fortschritte in der Acetylenbeleuchtung scheinen allerdings der Beleuchtung durch Petroleumlampen das Feld freitig zu machen. Immerhin ist vorläufig die Petroleumbeleuchtung noch in allen Kulturländern sehr weit verbreitet, und da sie den Vorzug hat, den einzelnen Beleuchtungskörper in Bezug auf den Transport geeignet zu machen, so ist ihre Verbreitung denn doch schwerer, als es vielleicht im ersten Augenblicke scheinen möchte; man findet auch heute noch in dem größten Haushalte, in dem Gas- oder elektrischen Beleuchtung in unzugänglicher Weise angewendet wird, als Reserve die so leicht zu transportierende Petroleumlampe, die von keiner Anlage abhängig ist.

Dem russischen Petroleum dürfte aber auch daraus noch eine bessere Zukunft als Beleuchtungsmitel als dem amerikanischen Erdöl beschieden sein, weil sich das erstere besser als Brennmaterial für die Petroleum-Glühlampen eignet. Es soll gar nicht verkannt werden, daß alle bisherigen Konventionen von Petroleum-Glühlampen den berechtigten Anforderungen der Praxis noch nicht

entsprechen, und es kann auch nicht geleugnet werden, daß die ersten, sehr unvollkommenen Lampen dieser Art, die mit großer Klame auf den Markt gebracht wurden, im Publikum ein berechtigtes Mißtrauen gegen derartige Lampen, die bisher trotz der sorgsamsten Wartung durchaus ungleichmäßig brannten und nur zu leicht durch die Bildung von Rußflecken auf den Glühstrümpfen recht unangenehme Störungen in der Benutzung solcher Lichtspender hervorriefen, gezeitigt haben. Aber andererseits arbeiten die Petroleum-Glühlampen imgemein sparsam, sind also auch in Bezug auf den Verbrauch an Del wesentlich sparsamer und darum auch bedeutend billiger als die Spiritus-Glühlampen. Die bequeme Transportmöglichkeit und der geringe Verbrauch an Brennmaterial machen mithin die Petroleum-Glühlampe, die an und für sich ein sehr schönes helles und weißes Licht von großer Leuchtkraft liefern kann, zu einem recht wertvollen Beleuchtungsapparat. Da nun fortgesetzt von vielen Seiten ungemein große Anstrengungen zu Verbesserungen der Glühlampen mit Petroleumspeisung gemacht werden, und da in letzter Zeit doch derartige Lampen konstruiert worden sind, die schon in der Wartung wie im gleichmäßigen Brennen einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den früheren Petroleum-Glühlampen unzweifelhaft erkennen lassen, so braucht es nicht ausgeschlossen zu sein, daß auch die Petroleumbeleuchtung unter Anwendung des Glühstrumpfes noch eine größere Zukunft hat, zumal im Allgemeinen das Bedürfnis nach Verbesserung der Beleuchtung überall deutlich hervortritt.

Bekannt ist, daß der Konkurrenzkampf zwischen dem amerikanischen und dem russischen Petroleum sehr erbittert geführt wird, da sich die russischen Unternehmer nicht dem Dinge der amerikanischen Petroleumproduzenten angeschlossen haben. Dieser Zurückhaltung der russischen Exporteure haben wir es im Wesentlichen zu danken, daß der Preis des Petroleums nicht in der von den amerikanischen „menschenfreundlichen“ Petroleum-Jen geplanten

hat die amerikanische Konkurrenz dieses ablehnende Verhalten der russischen Naphtawerke durch alle möglichen Mittel zu bestrafen gesucht. Aus den Verleumdungen dieses amerikanischen Kampfes gegen das russische Erdöl resultiert denn auch die weitverbreitete, aber durchaus irrtümliche Ansicht, daß das Erzeugnis der Bakuer Gegend als Brennmaterial für unsere Lampen weniger geeignet sei als das amerikanische Petroleum. Objektive wissenschaftliche Untersuchungen haben nun ergeben, daß zwar die beiden Petroleumarten in der Zusammensetzung etwas verschieden sind, daß sie aber beide als Brennmaterial für Lampen gleich gut zu gebrauchen sind.

Für Rußland hat die Naphta-Industrie von Baku eine ungemein große Bedeutung erlangt. Die in den großen Werken des russischen Petroleumgebietes erzeugten Produkte finden in den meisten Ländern weitgehende Verwendung als Leuchtmaterial auf Lampen, als Schmieröle verschiedener Art, als Heizmaterial für Motoren und namentlich in der Umgebung des Schwimmschiffes auch als Heizmaterial in Form der Rückstände. Darüber hinaus werden im Laufe der Zeit durch die Fortschritte der Technik und der Chemie gewiß noch manche Verwertungsarten dieses Naturproduktes gefunden und angewendet werden, die heute noch nicht in Betracht kommen, weil teils die bisherigen Verwertungsarten bei ihrer verhältnismäßigen Einjahre den Unternehmern genügenden Gewinn abwerfen, teils, weil auch infolge der in Rußland noch lange nicht genügend entwickelten Verkehrsverbindungen der Export noch nicht in der erforderlichen umfangreichen und schnellen Weise vorgenommen werden kann.

Die Tragödie der Schildkröten-Inseln.

Von Fred Hood.

Die unter dem Namen Galapagos bekannte Inselgruppe im Stillen Ozean, etwa 500 Seemeilen westlich von Südamerika, gehört zu den interessantesten und merkwürdigsten Gebieten der ganzen Welt. Es ist ein Reich wider Romantik, wo die Tiere fast friedlich mit einander leben und nur einen furchterlichen und grausamen Feind kennen — den Menschen.

Der ganze Archipel ist vulkanisch; es giebt über 2000 erloschene Krater, welche unmittelbar an der tiefen See bis zu einer Höhe von 1500 Metern emporsteigen; sie geben im Verein mit den ungeheuren Massen schwarzer Lava, welche hohe und steile Klüften bilden, ein Ansehen wilder Romantik. Weite schwarze Basaltfelder erstrecken sich nach allen Richtungen; nur 700 Quadratkilometer sind kulturfähig. Albenarle, die größte der fünfzehn Inseln, ist besonders kyklopischer Natur und aus einigen ihrer zahlreichen Krater steigen noch heute Rauchwolken empor.

Auf der Insel Chatham befindet sich eine kleine Strafkolonie (ca. 200 Seelen). Doch die ganze Gruppe wird nur des Guanos wegen, oder von Schildkröten- und Walfischjägern besucht. Die übrigen vierzehn Inseln sind unbewohnt. Die Fauna dieser Inseln, welche einzig in ihrer Art ist, hat von jeher das Interesse der Naturforscher in hohem Maße in Anspruch genommen. Die verschiedenen Tiere sind größtenteils auf diesen unfruchtbaren Fleck beschränkt und das Merkwürdigste ist, daß sie auf den verschiedenen Inseln der Gruppe sich so wesentlich voneinander unterscheiden, als hätten sie auf verschiedenen Erdteilen und unter wechselnden Lebensbedingungen das Licht der Welt erblickt.

Einige dieser Tiere werden nirgends sonst auf der ganzen Erde gefunden, und die Thatsache, daß die Inseln trotz ihrer geringen Größe eine große Zahl von Arten aufweisen, von denen jede nur auf einer Insel heimathberechtigt ist, hat Darwin und Andere zu wichtigen Ermittlungen über die Entstehung neuer Arten geführt.

Zu den interessantesten Tieren der Inseln gehören die Schildkröten. Ursprünglich wurden sie auf allen Inseln der Gruppe gefunden, doch so groß war die Nachfrage nach diesen interessanten Geschöpfen, daß man ihnen jetzt nur noch auf den größeren Inseln begegnet. Es sind Landschildkröten, welche ein Gewicht von mehreren Hundert Pfund erreichen und einige derselben sind so schwer, daß sechs bis sieben Männer erforderlich sind, um sie aufzuheben. Man fand früher Schildkröten, welche 1200 und sogar 1400 Pfund wogen.

Auf vielen der Inseln findet der Besucher sonderbare Fahrten oder Pfade, welche bis zu Höhen von 1000 Fuß emporführen. Das sind die Spuren der Schildkröten, welche auf den dünnen Inseln genötigt sind, nach den höheren Regionen hinaufzukriechen, um Wasser zu erlangen. Auf einigen Inseln giebt es aber überhaupt kein Wasser und dort sind die Schildkröten allein auf Kaktus angewiesen. Wenn diese Tiere, an Gestalt und Wesen ihrer wilden Umgebung merkwürdig angemessen, zwischen den rauhen Felsen und Kratern dahinfrieden, gewähren sie einen seltsamen, unheimlichen Anblick. Das Schild ist groß und gewölbt, und wenn das Thier sich vorwärts bewegt, erhebt sich der Rücken wohl an drei Fuß über den Boden. Der Hals ist lang, aber der Kopf ziemlich klein und keineswegs geeignet, dieses merkwürdige Geschöpf annähernd erscheinen zu lassen. Diese Schildkröte ist, wie der Amerikaner Charles F. Volber berichtet, Vegetarierin; auf einigen der Inseln lebt sie ausschließlich vom Kaktus, der für sie zugleich Speise und Trank ist, während sie sich auf anderen Inseln von Flechten, mannigfachen Wäldern und Beeren ernährt. Wo es reichlich frisches Wasser giebt, bevorzugen die Schildkröten für dieses eine ganz besondere Vorliebe. Sie gehen in die schlammigen Quellen hinein, welche in einer Höhe von 1000



1500 Fuß gefunden werden, und tauchen ihre Köpfe mit dem größten Behagen in das Wasser; und dann bleiben sie gleich mehrere Tage in diesem Gebiete, welches das wahre Eldorado für sie zu sein scheint. Man kann den Thieren große Lasten aufbürden;

jedoch auf die Brutzeit; zu anderen Zeiten ist der einzige Laut, den das Thier hören läßt, ein Zischen. Auf den Inseln, auf denen es reichlich Sand giebt, legt das Weibchen die Eier, welche nur wenig größer als Hühnereier sind, in ein von ihm gegrabenes Loch,

Ureinwohner dieser Inseln sind, und Gunther hat sechs verschiedene Arten beschrieben. Sie bilden ein sehr beehrtes Nahrungsmittel; fast jedes anlaufende Schiff sendet eine Jagdgesellschaft nach ihnen aus, und Schildkrötenjäger gehen alljährlich von der Küste



Genesen. Nach dem Gemälde von Walthar Firlie.
Photographieret von Franz Gausmann, München.

sie können vielleicht drei Männer forttragen. Darwin stellte bei seinem Besuch auf den Inseln fest, daß die Schildkröten pro Tag vier englische Meilen zurücklegen können; doch hat man konstatiert, daß sie sogar noch schneller kriechen können. Das männliche Thier scheint eine Stimme zu haben, denn es stößt einen lauten, gellenden Schrei aus, der auf einige Entfernung zu hören ist. Dies beschränkt sich

ganz nach der Art der Seeschildkröten, und läßt die Eier in der Sonne ausbrüten. Auf anderen Inseln, auf denen die Lava fast Alles bedeckt, werden die Eier in Felspalten gelegt.

Die Lebensdauer dieser Schildkröten vermochte man nicht genau festzusetzen; man weiß jedoch von einzelnen, daß sie 80 Jahre alt wurden. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Thiere die

Südamerikas nach den Inseln und fangen eine große Anzahl Thiere; sie geben Del und Fleisch in großen Quantitäten, und zwar wird letzteres in getrocknetem Zustande genossen.

Die Thiere wurden, soweit uns bekannt ist, zuerst im Jahre 1680 von Dampier beobachtet, und seitdem führen die Menschen einen wahren Vernichtungskampf gegen die interessanten Geschöpfe. Im Jahre 1813

fanb Porter Schildkröten auf folgenden Inseln: Marlborough, James, Charles und Indefatigable. Im Jahre 1835 besuchte Darwin die Inseln und fand die Zahl der Thiere außerordentlich reduziert. Im Jahre 1846 meldete das englische Schiff „Gerard“, daß die Schildkröten auf der Insel Charles ausgestorben seien, und 1875 berichtete Kapitän Cookson, daß auf der Insel Ghatnam auch nur noch wenige zu finden seien. Bis 1870 legten beständig Walfischfänger bei den Inseln an, und viele von ihnen haben bis zu 100 Schildkröten mit fortgeschleppt. Die Thiere konnten ohne Nahrung mehrere Monate auf Deck leben und bildeten so einen guten Beitrag zum Proviant. F. A. Lucas schätzt die Zahl der allein auf der Insel Charles gefangenen Thiere auf 6000, und die Gesamtzahl der auf allen Inseln gefangenen Schildkröten auf Hunderttausende.

Die Strafkolonie Guadours wurde 1829 auf der Insel Charles etabliert. Die Schildkröte wurde das hauptsächlichste Nahrungsmittel, und die Thiere wurden auf diese Weise bald ausgerottet; das aus dem Fett gewonnene Del war sehr begehrt, und 1875 fand Kapitän Cookson auf Albemarle eine Jagdgesellschaft, welche in wenigen Monaten 3000 Gallonen

Del gewann. Mit unmenschlicher Rohheit wurden die Thiere ausgerottet, und Niemandem scheint es Strupel bereitet zu haben, daß der Verlust der Thiere unerseßlich ist. Wäre man nur einigermaßen vernünftig vorgegangen, so hätte man für reiche Nachkommenchaft sorgen und die zoologischen Gärten der ganzen Welt mit diesen Thieren versorgen können. Von dieser Zeit ab wurden die Schildkröten ohne Gnade abgeschlachtet, bis 1888 der „Abatrop“ dort landete, mit der Absicht, ein Sortiment der verschiedenen Arten mitzunehmen. Doch es war thätig schon zu spät, da nur noch eine kleine Anzahl der Reptilien geborgen werden konnte, und die schwersten wogen nicht mehr als 40 Pfund. Welch ein Kontrast zu den ungeheuren Exemplaren, deren ich oben Erwähnung gethan. Selbst zu Darwin's Zeit wogen die Thiere noch zweihundert Pfund.

Früher wurden die Schildkröten in großer Anzahl gefangen, jetzt bilden sie schon eine Seltenheit. Siebenhundert Stück wurden auf einmal auf Schiffen fortgeführt; ferner wurden Schildkröten in großer Zahl auf Briggs nach der südamerikanischen Küste gebracht. Ueberhaupt jedes Schiff, welches an den Inseln landet, nimmt einige der merkwürdigen

Thiere mit, und zweifellos werden in wenigen Jahren diese Geschöpfe ganz und gar verschwunden sein.

Die Jäger schneiden oft das Thier auf, um zu sehen, ob es fett ist. Die Wunde heilt wieder, doch ist diese Grausamkeit als kanibalisch zu bezeichnen. Sie erinnert an die Rohheit jener Leute, welche der lebenden Habichtsschnabel-Schildkröte das Rückenschild abnehmen, indem sie dasselbe erhitzen. Dann geben sie das Thier, das zweifellos fürchterliche Schmerzen erdulden mußte, wieder frei.

Die letzte Schiffsladung Schildkröten landete kürzlich in San Francisco. Diese wurden mit guter Absicht hierher gebracht; es soll in den Vereinigten Staaten ein Versuch gemacht werden, die Thiere zu züchten. Eine kleine Schaar wird zu demselben Zweck im National Zoological Garden gehalten.

Die eingefangenen Thiere haben sich dem veränderten Stand der Dinge schnell angepaßt und fressen fast jedes Gemüse. Diese ungeheuren Schildkröten mit langen ausgestreckten Hälsen und winzigen Köpfen umherstolzieren und dann wieder bei der geringsten Beunruhigung mit einem Krach zu Boden fallen zu sehen, soll ein außergewöhnliches Schauspiel bilden. Sie werden als die interessantesten Thiere des National Zoological Garden bezeichnet.

Die Ehrmutter.

Von Lina Leidl.

„Ist Dir das ein Gelächter gewesen und ein Geschötle, als die Antonibäuerin von Schreiß sich mit ihren zwei Handkörben und den Zunderhüttrümmern einen Weg durch die dichtwogende Menschenmenge am Perron des Münchener Centralbahnhofs zu schaffen suchte!“

„Da schaut's, da schaut's!“ hat ein vorwitziger Kamerad geäußert und hat mit dem Finger auf sie hingedeutet, die kommt direkt aus dem Land, wo Milch und Honig fließt!“ Sie hat aber auch angegrinst! Grad' ist es gewesen, als wenn

„Hör' mich an!“ hat sie geäußert, die Antonibäuerin, daß es recht „sardann“ hergehen würd' hätt, weil sie in der Eile sich selber daran vergessen hat, daß sie sich einen „Reichbraun“ genommen hätt, wie sie von daheim fort ist; aber daß sie das Unglück so hartnäckig auf Schritt und Tritt verfolgen thät, das hätt' sie ja nicht verhofft.

„Aber da ist jetzt die Antonibäuerin erst recht wieder „bagesessen“. Zweimal hat sie schon ihren Rock um und um gewickelt, und nicht ist der Brief zum Besten gekommen, in welchem die Adresse d'ringeschrieben ist, wo sie hinfahren hätt' sollen. Von dem ist natürlich auch keine Red' gewesen, daß sie die Adresse auswendig gelernt hätt'.

„Hör', denkt hat sie sich's gleich, die Antonibäuerin, daß es recht „sardann“ hergehen würd' hätt, weil sie in der Eile sich selber daran vergessen hat, daß sie sich einen „Reichbraun“ genommen hätt, wie sie von daheim fort ist; aber daß sie das Unglück so hartnäckig auf Schritt und Tritt verfolgen thät, das hätt' sie ja nicht verhofft.“

„Wenn sie doch wenigstens noch umgesehen wär, wie es ihr auf halbem Weg zum Bahnhof eingefallen ist, daß sie ohne „Segen“ aus dem Haus gegangen ist! Aber das hat der Bauer durchaus nicht angesehen lassen vor lauter Angst, sie konnte den Zug verpassen, und nachher hätt' er sich ganz nachher so viel gekümmert, daß er ein paar Tage von seinem „Hausweg“ abließ worden ist. Der gute „Leid“ hat ihr nämlich die zwei vollbetradeten Räder, den großen Korb voll Schmalz und den kleinen Zunderhut tragen helfen.“

„Gleich im Anfang, da ist der Bauer recht gütig gewesen über die „Schreiß“, weil's doch grad' für die Rag' gewesen ist. Wenn sie ihrer „Hörngaben“, der „Reichbraun“, die der zwei Jahren nach München in den Dienst ging und nun heimlich einen „Reichsweibel“ heimlich, ein „Schöngeld“ geschickt hätt, wär' es grad' so gut gewesen. Denn sie sind ja nicht einmal einmal „geloben“ gewesen; nur im Briefe hat's die Frau so „schön“ geschrieben, daß sie aus lauter Verzweiflung Juli Hochzeit hat.

„Die werden sich halt denkt haben, von uns fährt eh' feins so weit fort,“ hat der Bauer ganz richtig verurtheilt.

Aber die Antonibäuerin meinte, das könne man sich „abspiegeln“, daß sie als „Ehrmutter“ dabei sein müsse. Außerdem hat sie's dem Bauern „andedeutet“, daß ihnen die Hochzeit doch viel billiger kommt, wenn sie selber hinauffährt, weil sie das Sach', das sie dem Brautpaar „nachst ehren“ will, Alles selber hat, wie: Schmalz, Eier, Fleisch usw. Sogar für das „schöne“ Sach' hat sie kein Geld

ausgegeben brauchen; die zwei Halbkörbgen mit den „Bergkäseknödelchen“, den porzellanenen Herrgott und die „wunderhübschen“ gläsernen Kerzenleuchter hat sie grad' aus dem „Glasstall“ rausgeholt dürfen; da sind sie schon d'ringewesen seit ihrer eigenen Hochzeit. Der Zunderhut ist auch schon herumgestanden seit der letzten Dult; da hat sie ihn gekauft, weil er grad' so wolffeil gewesen ist, gebraucht hätt' sie ihn noch gar lang nicht; den hat sie also auch leicht entrafen können.

Die einzige Anschlag, die sie da gehabt hat, das sind ein paar Ellen roth- und blauwebene Bänderchen und ein „Hochzeitsbüschel“ gewesen, womit sie den Zunderhut verzieren hat müssen.

„Na, wannist wirklich meinst,“ hat da der Bauer d'ruf gesagt, daß Dir das Geld verbarnt zum Fortschicken, nachher kannst ja von mir aus dies Zeug auseinander hergeben. Aber z'wegen dem halber brauchst allweil noch mit selber auf Miinka aufz'fahren, dies kannst anstücken auch.“

„Mhm — ja!“ hat sie gespöttelt. „Mhm — hast Recht! Bersticht sich, daß Alles sanber z' Grund g'richt wär, derweil bis es droben ist! Dies bring' ich schon selber aus, nachher weiß ich's sein, daß dies Sach' richtig an Ort und Stell' kommt!“

„Wenn f' nur nicht der Bauer allemal gleich so dumm anreden thät!“ Wer sagt denn von „Geld verbarnten“? Als wie wenn sie neidig gewesen wär! Das hat ihr doch ihr ärgster Feind nicht nachsagen können; im Gegentheil!

„Wenn die „Kopfmutter“ zu ihr auf die Kollektur kommen sind, da hat sie ihnen immer die ganze „Kragen“ voll „Offenstach“ angesteckt, und wenn der Pfarrer „Reichsweibel“ sammeln gangen ist, da hat er von der Antonibäuerin allemal um einen „Schuh“** Eier mehr gekriegt, als von der prozigen

* Schreißer = Koch der Braut die höchste Ehrenstelle bei einer landläufigen Hochzeit. Die Schreißer hat die Mutter der Braut zu bedienen, da die Brautmutter nicht an der Hochzeit theilnehmen darf. Meistens vertreten die Tante oder Verwandten dieses Amt.

** Ein Schuh = vier Stück.

Michelbäuerin. Da hat sie aber auch gewußt, warum sie es thut! Mit solchene „guten Werke“ hat man sich einen schönen Staffel in den Himmel bauen können und wie höher und weiter daß da die Antonibäuerin hineinkommen hat können, desto lieber ist es ihr natürlich gewesen.

„Na, denkt hat sich's der Bauer schon gleich, daß die schönste Einspruch' nichts hilft bei seiner „Zwidertwurz“, aber weil er halt doch seine Pflicht und Schuldigkeit hat thun wollen, hat er auch noch den letzten Trumpf ausgespielt und hat ihr vorgehalten: „Geh' weiter! Ich hätt' mir denkt, Du möchtest Dir dies G'schlepp gar nimmer aufstehn mit so einer weiten Reif' in Deinen alten Lagen, wann's nit sein muß!“

„Wann's nit sein muß?“ hat sie zurückgeschnappt. „Du bist mir ein schöner Christ, wannst nit einmal weißt, daß dies bei den Gewerkschaften die wichtigste Verpflichtung ist, daß man seinen „Goden“ in die Hochzeit und mit der „Leid“ geht!“

„Z'wegen der Anspielung auf die „alten Lagen“ da hat die Bäuerin sich gar nimmer lang abschwätzen mögen, aber zeigen hat sie es dem Bauern müssen, ob sie eine solchene Reif' nimmer „bermachen“ kann. Sie und alt sein! Das wär' noch das Schönste!“

Freilich, unter der Woche, wann sie grad' bloßköpfig, heubärmelig und im zerrissenen „Leid“ herumgegangen ist und man dabei ihre dünnen Arme und ihre spitze Brust recht wahrnehmen hat können, da hat sie nicht viel „gleich gesehen“, daß muß sie ja selber zugeben. Aber an Sonn- und Feiertagen, wann sie immer sauber „ausgewaschen“ und „gekampelt“* ist, wann sie das schwerweibene Köpftüch mit den blumendurchwirkten Enden und das neue rothe, mit einem Pfund Schafwolle aufgelegte „Mieder“ an hat, da sieht sie immer noch ganz „reputirlich“ aus.

Dies Zeugniß hat ihr sogar der Pfarrer ausgespielt, dem sie unlängst ihr Herz ausgeschüttet hat, weil sie dem Bauern nun schon an etlichen Mal d'runter kommen ist, daß er mit der „Mitterbirn“, der Klarl, „gedernt“** hat.

„Antonibäuerin,“ hat er gesagt, der Pfarrer, „darüber brauchst Ihr Euch kein schweres Herz zu machen. Ihr seid noch eine ganz wohlansehnliche Person, und wenn Ihr Euren ehelichen Pflichten gewissenhaft nachkommt, dann wird auch Euer Mann wissen, was er zu thun hat.“

Nun, in dem Sach' hat sie sich gewiß keinen Wortwurf zu machen brauchen. An „Kasse“ und „Schneid“ nimmt sie's noch mit jeder „Jungen“ auf.

* gekampelt = gekämmt. ** gedernst = geneckt, grüßert.

„Ja, was macht man denn da, Mutterl?“ Hat der Droschkentritzer in theilnehmendem Tone die rathlose Antonibäuerin gefragt.

Die Münchener Fiaker leiden für gewöhnlich nicht an allzu großer Höflichkeit, aber dieser Schlammeier hatte vorhin, bei der Suche nach dem Briefe, den wohlgepackten Geldbeutel seines Fahrgastes erblickt, und in Umbetracht des zu erwartenden guten Verdienstes an dem „Bauernrampel“ beschloß er, eine Ausnahme von der Regel zu machen.

„Kömt Ihr Euch denn garnicht bestimmen? Auf keine Nummer, keine Straße, keinen Stadttheil?“

Jessas, Jessas! Der hört jetzt auch das Fragen nimmer auf, und sie weiß eh' nicht, wo sie aus sollt' vor lauter Glend! Wenn's nur grad' dem Bauern gefolgt hätte und hätte der Nanni Nachricht von ihrem Kommen gegeben! Die hätte sie dann einfach abgeholt vom Bahnhof, nachher wär' die ganze Geschichte vorbei gewesen! Sie weiß aber schon garnicht auch, wie dumm daß sie sich da stellen hat können, daß sie die Adress' verloren hat!

Auf's Neue fängt sie zu suchen an.

„Na — da ist er ja, der Brief! Herrvergeltsgott tausendmal!“ jubelt sie auf und faltet ein eben gefundenes, zerkrümeltes Papier auseinander. Aber welche Enttäuschung! Das ist ja grad' der „Ablassbrief“ gewesen, den sie Jahr aus, Jahr ein im Kisteck d'rin gehabt hat, damit sie keinen „gachen Tod“ sterben hat müssen. Weil sie nur grad' den überhaupt noch gehabt hat! Da hätte es sonst schon noch viel blümmen ausfallen können. Da mag sie doch schon gleich wetten, daß, wenn sie den „geweihten Zettel“ nicht im Sack gehabt hätte, ihr der Zuckerhut auf den Kopf 'nauzgefallen wär', und da hätte sie jetzt „mauzstodt“ sein können. Oder er hätte ihr doch wenigstens einen Fuß abgeschlagen.

Ja, das sind so Schrecken gewesen, die sie hent' auf der Herreise hat ausstehen müssen! Sie „sibbert“ jetzt noch auf Händ' und Füß! Und wie es eigentlich hergegangen hat, das kömmt sie mit dem besten Willen nicht sagen.

Sie weiß grad' noch so viel, daß sie die Händ' über den Kopf zusammengeschlagen und geschrien hat: „Mei liebe Frau im Himmi droben! Wann dies wieder zum recht machen ist, nachher laß ich gleich a paar „Messen“ aufschreiben, wann ich heimkomm.“

Zuerst, wie der Zug noch still gestanden ist auf dem Schreißer Bahnhof, da hat sie sich beim offenen Wagenfenster hinausgesehnt und hat zum Bauern „Pfiat Di Gott“ gesagt. Nachher hätte sie es ihm noch anschaffen mögen, daß er feint ja von der Zwetschgentrube den Schlüssel abziehen soll, damit daß das „Klarl“ nicht die ganzen Zwetschgen z'sammfrißt, berweil bis sie wieder zurückkommt.

Da hat's aber auf einmal einen sakrischen „Pfiat“ gethan; ihr selber hat's einen Miß geben, daß sie bald rücklings hingefallen wär', und da muß sie in ihrem Schrecken nach dem nächstbesten Halt gegriffen haben, der grad' im Weg war. Dies muß aber die Handhabe vom Schmalzhasen gewesen sein, welchen sie, gleich dem anderen Gepäc' erst fürsorglich auf die Sitzbank gestellt hatte, sonst wäre es nicht menschenmöglich gewesen, daß dieser auf einmal am Boden drunten liegen hat können.

Und kaum hat sie mit knapper Noth die ganze „Puschcheer“ zusammengepußt und in dem Eck von dem einen Korb untergebracht gehabt, da ist das Bagenthirl aufgefliegen und sind vier Leut' zu ihr eingestiegen. Die haben gleich das Schimpfen angefangen wie die „Nobispäßen“, haben gesagt, sie soll schauen, daß die Sitzplätze frei werden, und weil ihnen dies nicht schnell genug gegangen ist, haben sie gleich selber die zwei Körb' gepackt und haben's so fest auf den Boden hingesezt, daß grad' Alles „geschebbert“ hat, und die Deckeln aufgesprungen sind.

Da hätte aber die Antonibäuerin schon gute Lust gehabt, daß sie einem jeden Passagier eine gehörige „Watschn“ runter gewischt hätte. Mit ihrem „gebrechlichen“ Sach' so bagatellmäßig umzugehen! Und sie hat Alles so mühsam einrichten müssen, damit

daß sich nichts „abgeriegelt“ hat. Die drei Dugend frischen Eier hat sie extra unter das seidene „Kirchengewand“ gesteckt, weil's da recht schön lind gelegen sind, und die Halbkügel, die Kerzenleuchter und den Herrgott hat sie mit Häckel ausgefüllt. Sie hätte sich bald ihre goldene Nieselhaube, den theueren „G'schmid“, das silberbeschlagene Gebetbuch und den schwerelbernen Rosenkranz nimmer dazu zu legen getraut, damit es nicht gar zu schwer geworden ist, aber die Sachen hat sie haben müssen, morgen zum „Kirchengehen“.

Wann sie nur grad' gewußt hätte, wo sie den Zuckerhut hinhin sollt! Erst hat sie ihn unter'm Arm gehalten, dann hat sie ihn ein Zeittl' auf „die Schöps“ genommen, bis sich endlich der „grantige“ Herr ihrer Erbarmt und gefagt hat, sie soll ihn oben in das Gepäcksnetz legen.

Dies „Galgenzeug“ ist aber so bitter hoch droben gewesen, zudem waren ihre Hände noch schmierig vom Schmalzaufspugen, und da ist ihr halt das „schwere Trumm“ ausgerutscht, ist herunter gefallen und — mitten in den „gebrechlichen“ Korb hinein.

Weil aber in demselben Augenblick der Zug schon zu München still gehalten, so hat die Antonibäuerin nimmer lang Zeit gehabt zum „Auseinanderklauben“, sondern sie hat trachten müssen, daß sie schnell aus der Eisenbahn 'nauskommen ist mit ihrem Zeug. Da hat sie nicht helfen können dagegen, daß die ganze „Soß“ unten beim Korb durchgefallen und über ihren Kopf geträufelt ist.

*

„Ja dies, wann ich wissen thät, wo die Nanni loschirt, nachher wär's ja ein Leichtes!“ hat die Antonibäuerin sich endlich aus ihren Gedanken aufgerafft. „Mitten in der Stadt d'rin ist sie an ein'm Ort, das weiß ich.“

Da konnte der Teufel klug werden daraus, nicht ein soust so findiger Droschkentritzer. Und dennoch durchzuckte diesen jetzt ein genialer Gedanke. Himmel Herrgott! Hatte die Bäuerin nicht auch etwas von einer Hochzeit dahergefahelt, die die fragliche Nanni haben sollte? Wie wär' es denn, wenn er die Bäuerin auf das Petersbergl, in die Nähe des Standesamtes und der Kirche fuhr? Vielleicht, daß der Kukul die räthselhafte Braut daher führte und daß sie von der Bäuerin erkannt wurde. Wenn sie „mitten in der Stadt“ wohnte, mußte sie unbedingt zur Peterskirche.

„Würdet Ihr die Nanni unter vielen Leuten erkennen?“ gab der Kutscher nun seinen Gedanken Ausdruck.

„Unter tausend kenn' ich sie auch!“ triumphirt die Antonibäuerin.

Na, dann war's ja gut. Jetzt fragte es sich nur noch, wann die Hochzeit war. Wenn erst morgen, dann wollte er die Bäuerin in einem Gasthose sicher unterbringen und morgen zur passenden Zeit wieder abholen, um das Experiment zu wagen.

„Wann ist denn eigentlich die Hochzeit?“ fragte er deshalb weiter.

„Die ist morgen, den Dreißigsten!“

„Den Dreißigsten? Wißt Ihr das bestimmt? — Aber der ist ja heute schon!“

Dies weiß sie so gewiß, als wie's Amen im Vaterunser ist, daß d' Hochzeit am Dreißigsten ist. Sie hat sich's eigens im Kalender angemerkt, damit sie schon um einen Tag vorher reisen hat können. Gont' muß also unbedingt der zweiundzwanzigste sein. — Da mußte sie schon grad' den vorigjährigen Kalender erwischen haben! Jessas ja, freilich — so ist's gewesen und nicht anders! Die Kalender sind alle zwei im Milchkastenschublade d'rin gelegen, und von auswendig da schaut einer her wie der andere. — Na, aber jetzt hätte sie doch schon gleich hellauf einen Scheller thun können! Jetzt ist sie extra um einen Tag eher fort von daheim, hat mitten in der „gnädigen“ Arbeit abbrochen, damit sie ja das „Hochzeitsamt“ und den „Kirchenszug“ nicht verpaßt, und berweil ist die ganze Gaudi schon vorbei! Weinen hätte sie können wie ein kleines Kind.

„Na, nun aber schnell eingestiegen; wir haben keine Zeit mehr zu verlieren!“ animirte der Kutscher.

Und auf seine Taschenuhr blickend: „Es kann grad' noch gehen, um vier Uhr beginnen die Trauungen, viertel nach drei haben wir jetzt. Also schnell, schnell!“

„Ja, wo wollt's mich denn Ihr hinfahren?“ fragte die Bäuerin erstaunt, während sie einstieg.

„Ei, zum Standesamt und zur Kirche! Da stellt Ihr Euch dann unter die anderen Schaulente hin und paßt hübsch auf, ob Ihr die „Nanni“ nicht findet unter den anfahrennden Brautleuten.“

Beinahe blieb der Antonibäuerin der Mund offen stehen vor Verwunderung.

„Ja, ist denn z'Münka heroben d'Kirch' erst am Nachmittag?“ ermahnt sie sich endlich.

„Ei, versteht sich! Alle Kopulationen finden hier Nachmittags statt.“

Ja, haan! In einer solchen großen Stadt, da geht in's Alles! Da dürfen die Herren am Nachmittag auch „lesen“! — Ja, da ist es doch noch einmal recht geworden, und sie hat gemeint, es ist schon nacheinander zum Aufhängen! Vielleicht hat's mit dem Uebrigen auch nicht einmal so weit gefehlt, wie sie sich's eingebildet hat. Wenn die Nanni das Schmalz wieder ausbrät, nachher sitzen die Scherben am Boden und das Andere ist wieder glückselig. Von den Eiern ist auch noch gar wie viel zu retten gewesen; mein — so jung geheirathete Leut', die müssen um Alles froh sein! Und das seidene Gewand ist auch wieder zum Ausspugen. Schöner wär's ja gewesen, wenn sie es zum Kirchengehen anziehen hätte können, wenn sie sich überhaupt in dem ganzen „Staat“, vom Rosenkranz angefangen bis zur Nieselhaube, zeigen hätte können; aber das ist unter den Umständen natürlich nicht gegangen und so hat der „Wille für's Wert“ gehen müssen.

Na — jetzt ist das wollene Gewand, das sie angehabt hat, auch wieder „passabel“ gewesen. Die Sonn' hat im Verfahren hübsch heiß in die Kuttsche geschienen und das ganze Gierschmalz ziemlich aufgetrocknet. —

„Gelt, thut's mir fein warten, bis ich geschickt bin!“ hat die Antonibäuerin ihren Fuhrmann angebefohlen, bevor sie nach dem Aussteigen um die Ecke bog. Wenn sie die Nanni wirklich nicht finden sollte, dann ist es doch rathamer gewesen, sie ist gleich wieder der Bahn zugefahren. Was hätte sie denn mutterseelenallein in der wildfremden Stadt angefangen? —

*

Dank einiger wohlgezielter Ellbogenpuffe ist die Bäuerin ganz vorn zu stehen kommen. Das alltägliche Schauspiel der anfahrennden Brautpaare löbt immer wieder neuen Reiz auf das Publikum aus; auch heute war es wieder eine ganz respectable Menge Zuschauer. Die Antonibäuerin ist dagestanden wie ein „Lehnspäßen“; frei zu schnaufen hat sie sich nimmer getraut. So viel Schönes hat sie ihrer Lebtag noch nicht gesehen. Kuttschen sind angefahren, schier nicht zum Zählen, und Leute sind denselben entstiegen — ein Paar schöner und „nobliger“ als das andere. Aber „stad“** ist's runtergegangen, die Geschäfte, nicht ein „Finterl“ von einer „Musl“ hat man g'hört; keine Trompeten — von einer „Tschineln“ ist gar keine Red' gewesen!

Na, die „Musl“ wird halt im Wirthshaus z'rückgeblieben sein; da heroben haben's halt wieder ganz andere Bräuch', als wie in Schreiß! Wann' I' nur jetzt bald kum', die Nanni! Jetzt hat sie schon bald „abgetrieben“ mit dem ewigen Herstehen und gehungert hat die Antonibäuerin auch schon hübsch.

Da „haut“ sie aber anders d'rein nachher beim Hochzeitsmah! Und wann ihr das Bier schmeckt, nat' kauft sie sich gleich einen Weltkrausch an, weil's ein Teufel gewesen ist jetzt! Wann's zum „Ausstappen“*** ist, da schmeißt sie die „Fünferln“ und die „Zwoaring“ den Leuten mitten in's Gesicht,

* „lesen“ = Messe lesen, welches, wie bekannt, nur Vormittags stattfinden darf.

** stad = still.

*** Ausstappen = Auswerfen. An den meisten Orten auf dem Lande ist es gebräuchlich, um die „Schaulente“ Rubeln, Rüsse und Geld zu werfen. Diese Funktion hat immer die „Schwurrtöckl“ der Reihe. Je mehr die Beschenkten sich darzuge durch die dicken ist es.

* geschebbert = gekürrt.

damit daß ihnen das „Zahnen“ vergeht; denn das hat sie trotz Alledem gespannt, daß es wieder über sie hergegangen ist. Und tanzen thut sie auch! Grad' extra! Die müssen spizen z' Miinka heroben, mit einer solchen flotten „Chrmutter“! Sie laßt sich aber eigens Einen aufspielen, da geht's ihr auf kein Marktstück mit z'am! Ein nobliger „Langaus“ muß es sein, damit daß die Stadtleut' auch einmal was „Schönes“ sehen. Von denen kann eh' kein Einiges nicht gecheidt tanzen — sie hat's selber einmal gesehen — die hupfen grad' Alle nacheinander, als wie der Floh in der „Reitern“,* von einem „zugsamem“ Tanzen haben's kein „Verstehstümich“.

„Nun, habt Ihr sie gefunden, die Nanni?“
 „Jesses na — aber iag bin ich derjchrocken!“
 hat die Antonibäuerin bei dieser Aureda des Trostschenkentüchters aufgeschrien. In ihrer Verjumptenheit und Freude auf die bevorstehenden Gemüsse hatte sie es garnicht bemerkt, daß das letzte Brautpaar, er ein strammer Bizefelnweibel, soeben weggefahren war und sie noch so ziemlich allein am Plake stand.
 „Wie lang' dauert denn dies Hochzeitsamt noch?“
 fragte sie statt der Antwort.

* Reitern = Fieb.

„Hochzeitsamt? — Die Traunungen sind doch längst vorüber und die Brautpaare sind sämtlich schon wieder fortgefahren.“
 „Die Brautpaare? — Ja, haben denn da gleich mehrere auf einmal geheiratet?“
 Der Kutscher bedeutete ihr, daß es mindestens fünfzehn Paare gewesen sein müßten und daß von einem „Hochzeitsamt“ in München nicht viel gebräuchlich sei.

„Was jagt's denn mit da daher!“ Mei liebe Frau! Und sie hat gemeint, die ganze „Gesellschaft“ hat in eine Hochzeit zusammengehört und die Kutscher sind als „Leerer“ fortgefahren und kämen später wieder, um die Gäste von der Kirche abzuholen! Ja, da hat sie die Nanni freilich übersehen, wann sie wirklich dabei gewesen ist! Wie wären denn aber auch die Weißbilder zum Kennen gewesen in einem solchen „Aufzug“? Die sind ja garnicht so beieinander gewesen, wie es sich für eine richtige Hochzeiterin gehört hat! Rundum sind's in Schleier eingewickelt gewesen, sogar über's Gesicht 'mutter und die mehreren haben sich mit einem nordgroßen Blumenbouquet die Nasen auch noch verhalten, damit sie ja gewiß die Barzen nicht sehen hat können, welche die Nanni dort droben gehabt hat und an der sie dieselbe unzweifelhaft kennt hätt'. Was, und nicht einmal ein „Hochzeits-

amt“ ist da Brauch gewesen, das der Antonibäuerin das Liebste gewesen wär' von der Hochzeit? Und sie hat sich auch schon das „Futz Tringeld hergerichtet, das sie dem Pfarrer gehätt' für's „Meßbuch küssen!“ Das muß schöne Bände sein aufeinander, eine Lutherische! Na — da wenn ' die Sach' beim Nicht betrachtet hat, da ist wirklich nicht viel gewesen, daß sie die Nanni verpaßt hat. Da gewiß das Essen auch recht mager ausgefallen mit der „Lanzerei“ wär's auch nit rechts „rifsches“ worden!

„Pflat di Gott, Miinka! Mi kannst haben!“ hat sich die Antonibäuerin denkt, ist zu ihrem Gepäc eingestiegen und hat dem Kutscher angeschafft, er soll sie gleich auf die „Bahn“ fahren.
 „Mit welchem Zug fährt Ihr denn? Wo Ihr denn hin?“ erkundigte der sich.

Ist Dir dies wieder eine Frag' gewesen, dumme! Heim halt, nach Schreiß! Wann ih zuvor ein Mensch gesagt hätt', was sie auf Hochzeitsreise Alles ausstehen hat müssen, hätten ' überhaupt keine zehn Noß von da fortgebracht.

Ihrer Lebtag' macht sie keine „Chrmutter“ mehr

* Meßbuch küssen = Meßbuch küssen.



Im Nebel.*

Schaurig heult das große Dampfhorn
 Seine Warnung in den Nebel . . .
 Irgendwo antwortet schaurig,
 Leis bald, lauter bald, ein andres . . .
 Angstvoll stehn die Passagiere,
 Jeden Nerv gespannt die Mannschaft . . .
 Schaurig heult das große Dampfhorn
 Dampf antwortet's aus dem Nebel . . .
 Alles späht, horcht, mißt die Pausen,
 Die Maschine schaff't mit Halbdampf,
 Langsam schiebt durch undurchdringlich
 Dunkel der Kolob sich vorwärts . . .
 Schaurig heult das große Dampfhorn . . .
 Dampf antwortet's aus dem Nebel . . .
 In den Schiffsraum steigen Wachen,
 An den Luken, an den Booten
 Harrt Bemannung, von der Brücke
 Schallt des Kapitäns Befehlsruf . . .
 Schaurig heult das große Dampfhorn . . .
 Dampf antwortet's nah und näher . . .
 Die Erregung wächst zum Fieber . . .
 Allet wer, daß des Todes hand die
 Kompassnadel abgelenkt hat,
 Daß der Mann am Steuer falsch fährt? . . .
 Schaurig heult das große Dampfhorn . . .
 Laut antwortet nächste Nähe . . .
 Böllerschlag — Schwerfällig tasten
 Weiße Kugeln in die Dämmerung . . .
 „Schuß an Steuerbord!“ — Zu spät! — Schon
 Schießt es rauschend, ungeheuer,
 Unaushaltsam aus dem Nebel —
 Gräßlich wischen sich die Hörner —
 Rasend rollt die Steuerketten —
 „Rückdampf!“ — Schreie — Donnerkrachen —
 Alles stürzt zu Boden — Flammen
 Speit der Kesselraum — der Spiegel
 Senkt sich — aller Kampf vergebens! —
 „Boote ab!“ — Unsonst! — In Wirbeln,
 Strudeln, Kratern dreht sich Alles
 Tollen Tanzes in die Tiefe . . .
 Wo verblieb der fremde Fabrer?
 Wo er? Fahr er leig des Weges?
 Was kaset über Nebel
 todtenstillen Wassern.

Christian Morgenstern.

„Serienroman“. Eine Anthologie moderner
 von Ludwig Gemmel. Berlin und Leipzig.
 1913.

Genesen. Ein letzter schöner Tag im Jahre. Die Sonne meint es noch einmal gut, ehe Frost und Sinternebel ihre Herrschaft antreten.

Wochenlang hatte die schwere Krankheit sie an das Bett gefesselt. Erst seit wenigen Tagen hat es sich zum Besseren gewandt. Heute ist es das erste Mal, daß sie wieder hinaus kann in's Freie.

Noch ist sie zu schwach, um sich allein bewegen zu können. Ihre alte Mutter hat sie hinausgeführt in den Garten. Fürsorglich hat sie über die Stufen als ob sie ein Kind wäre, hinweggeholfen. Sie lehne ein stilles Gebeul, noch ist der Körper der Genesenden zu schwach, noch ist ihr ganzer Körper zu angegriffen.

Genesen! Wie ein Traum ist es ihr vor den Augen. Die ganze helle Pracht des Herbstes breitet und dehnt sich vor ihren Blicken! Und das Alles hätte sie verlieren sollen!

Das alte Mütterchen mit dem runzligen Gesicht und dem großen Stoffhut hat den einen Arm um den Hals der Tochter gelegt. Ihre großen, ausgearbeiteten Hände pressen den jungen Körper leicht an sich. Der zusammengekniffene Mund spricht kein Wort; nur in den Augen, die während der Krankheit so viel geweint haben, jubelt es: „Genesen!“

Der Verbreitung der Juden in Asien und Afrika
 widmet Albrecht Birth in seinem Buche „Volkstum und Weltmacht in der Geschichte“ (München. F. Bruckmann A.-G.) ein eigenes Kapitel: Die Sasanidenzeit war vermutlich die Epoche, in der die Wanderung der Juden weiter nach Osten begann. Es sei darauf hingewiesen, daß im 9. und 10. Jahrhundert jüdische Kaufleute Turkestan und Hochasien durchzogen, daß Vasco da Gama Juden in Kalikut antraf, und daß in Siam und Sinesien heute noch Glaubensgenossen derselben Art wohnen, die gleich nach der babylonischen Gefangenenschaft eingewandert sein sollen. Eine andere Tradition jagt, daß die Einwanderung unter der Dynastie der Han geschehen sein soll. Merkwürdig ist nur, daß die ägyptischen Juden Stünde einer Thora haben, die von der gangbaren jüdisch ziemlich abweicht. Die Kenntnis des Hebraischen ist bei ihnen fast völlig erloschen, auch sind sie in Sprache und Tracht ganz im Chinesen-ähnlich angegangen.

Entweder von dem Sasanidenreiche, das unter Arsacidian eine Art Oberhoheit über Yemen ausübte, oder von Aegypten sind jüdische Einwanderer nach Arabien gekommen und haben das Volk der Himjariten für den Mojaismus gewonnen. Das ist bald nach dem Jahre 500 geschehen zu sein. Doch aber dann von Higanz aus die Himjariten dem Mojaismus wieder entzogen wurden, blieben Semiten und Lehrer der Juden im Lande, auch fernweh die Kultur der Außenwelt vermittelnd. Ob die heutigen Juden von Ahen von jenen Pionieren des 6. Jahrhunderts abstammen, weiß man nicht. Die Sprache dieser Leute ist Arabisch, doch ist ihnen auch Hebraisch geläufig; das eigene würde auf einen ziemlich langen Aufenthalt im Lande deuten. Das

gleiche Argument ist für die heutigen Juden Persien geltend zu machen. Das Idiom der Israe von Jusa (bei Isfahan), Schiras und Hamadan nämlich eine ganz merkwürdige Mischung, die zu jener Bersprengten geraume Zeit außerhalb der größeren Zivilisation standen. Die Mischung ist Kurisch, Parthi, Hebräisch und einer dem Magenden ähnlichen Mundart zusammengesetzt.

Die eigentümlichste Eroberung des Mojais war die Befehung der Palascha an den Westabhän der Kalkasche. Die Kalkasche gehören zu der gebühnten hamitischen Klasse, die von Marokko Somaliland und Uganda reicht. Die Befehung vermittelnd von Aegypten aus erfolgt. Als sicher angenommen werden, daß die Befehrer griech sprachen und hebräisch verstanden; die jetzigen Kalkas aber sprechen und verstehen nur äthiopisch, und z eine Mundart, die dem Ngau verwandt ist, wäh die Mojaismus und seine Gebräuche sich erhebt. Auch ist noch die Thora vorhanden, freilich in äthi scher Sprache.

Mohammedanische Beerdigungszeremonien.
 sie in der Gegend von Damaskus im Gebrauch schildert Hermann Götz in seinem reich illustrierten Buche „Eine Orientreise“ (Leipzig. G. V. Mann): Wiederholt hatte ich Gelegenheit, mohammedanische Beerdigungen mit anzusehen. Wenn der am Morgen erfolgt, wird die Leiche am gleichen Tag begraben, sonst am folgenden. Nachdem sie gewaschen und von den Klageweibern besungen ist, werden übliche Korangebete verrichtet und der Leichnam das grüne oder weiße Bahrtuch eingewickelt, hin getragen. Zuerst kommen arme Männer, meist Weiber, langsame Schritte von Knaben geführt, Glaubensbekenntnis herunterzurufen oder singen. Auch Zahnen begleiten mitunter die Beerdigere besteht aus einem rohen, oben geöffneten hölzernen Bretterkasten, über welchen das gepannt ist, in dem der Todte eingehüllt das dieses Gefäß wird von vier Freunden des Sterbenden getragen, die später wieder durch andere Frauen mit aufgelöstem Haar, meist von Klageweibern begleitet, die das Andenken des Gestorbenen preisen und seinen Tod beweinen, und schließlich kommt das theilnehmende Volk in ungeordneter Menge hinterdrein. Die Leiche wird nun zunächst in die Leiche gebracht, vor das Grabmal des dem Sterbenden beliebigen Heiligen gestellt und nach Gebet und feierlichem Zuge auf den Friedhof gebracht. Dort wird der Todte derart in das Grab gelegt, daß sein Kopf nach Mekka gerichtet ist. Moslim pflegt auch im Tode eine strenge Erziehung der Geschlechter. Die Grabkammern sind so gehalten, daß die Leiche in ihnen aufrecht stehen bequem sitzen könnte, da nach dem Glauben Mohammedaner die Seele noch drei Nächte bei dem Verlebten verbleibt.

Nachdruck des Inhalts verboten